

Nr. 105. Bromberg, den 9. Mai 1929.

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

In der Nacht hatte er seinen Vater ruhelos im Hause umher wandern gehört! So durfte es nicht weitergehen. Plötzlich brach in seinem Herzen eine Sturmflut von Empfindungen los. Im Nu wurde er sich darüber klar, daß er selbst durch die über Jägarö hängenden finstern und drohenden Wolken hindurch mußte . . . Der Weg der Pflicht öffnete sich vor ihm. Er konnte — er durfte sich nicht passiv verhalten.

Er setzte sich neben seinem Vater nieder. „Lieber Papa," begann er, „wenn Drakenborch den Schlüssel zur Geisterwelt besitzt, überlasse ich ihm die Beweisführung. Ich selbst dagegen halte es für ratsamer, auf festem Boden zu bauen. Morgen werde ich nach Stockholm fahren. Einer von meinen Jugendfreunden ist da bei einer Taucher-Gesellschaft angestellt und wird mir sagen können, ob es sich lohnt, den Meeresboden zu untersuchen."

Reynolds Gesicht erhellte sich ein wenig. Sie sprachen noch ein Weilchen über die Sache, und dann zog er sich in sein Zimmer zurück, denn seine erschütterten Nerven bedurften der Ruhe.

Währenddessen saß Erik draußen unter der Linde und versuchte, mit sich selbst abzurechnen. Aber das Ergebnis erfüllte ihn mit Entsetzen. Die Ereignisse drängten ihn Schritt für Schritt gegen seinen Willen nach einer bestimmten Richtung. Es waren nicht nur seine Nerven, die reagierten, sondern auch seine Vernunft. Er ahnte einen dunkeln Zusammenhang in dem Geschehenen, aber seine Gedanken wichen aus, wenn er sie zu sammeln versuchte. Das einzige, worüber er nicht mehr schwankte, war, daß er sich nicht länger treiben lassen wollte. Wenn sein Schicksal sich erfüllen mußte, sollte es wenigstens aus freiem Willen geschehen.

Er sah seine Cousine im Wohnzimmer sitzen und ging an das offene Fenster heran. „Märta, willst du ein wenig mit mir spazieren gehen?"

„Ich habe soviel zu tun —" begann sie. Dann blickte sie ihn an und setzte rasch hinzu: „Ja, ich komme mit."

Sie wanderten quer über die Insel hinüber bis zum Südstrand, wo der von Inseln umgebene Sund sich bis zum offenen Meer hinaus ausbreitete.

„Erinnerst du dich an das, was in Uppsala geschah?" fragte er. „Daß ich im Schlaf einen Menschen, der ins Zimmer kam, überfiel und . . ."

„Ja," sagte sie, „ich weiß."

Er wußte nicht recht, wie er fortfahren sollte, — wußte nur, daß er nicht mehr imstande war, es allein zu tragen. Sie hatten sich am Strand niedergelassen und starrten beide aufs Meer hinaus. Hoch oben im Blau surrten drei Wasserflugzeuge, die allmählich im Sonnendunst entschwanden.

„Darüber will ich mit dir sprechen," sagte Erik mit fester Stimme. „Ich muß dir etwas anvertrauen."

„Ja?" Sie wandte die Augen von den Flugzeugen ab und blickte ihm gerade ins Gesicht. „Aber die Sache ist doch lange her und wurde vollkommen aufgeklärt. Wir wußten doch, daß du als Kind genachtwandelt hattest."

„Und das hat nicht aufgehört. Es ist wieder geschehen."

Erik hatte sie eigentlich vorbereiten wollen, aber das Geständnis entfuhr ihm jetzt mit einem Mal ohne Umschweife. Sein Gehirn befreite sich in einem Strom hastiger Worte von der Marter des Geheimnisses. Er schonte sich nicht, legte es Colt nicht zur Last, daß er ihn vermocht hatte, drei Tage in Stockholm zu bleiben, um ihn dann durch seinen abenteuerlichen Einfall ins Verderben zu stürzen. Er schilderte sein unheimliches Erwachen in der Villa und seine abgebrochene Flucht . . .

Als er alles erzählt hatte, war Märta sehr blaß, aber sie legte ihre Hand sachte auf die seine, und so blieben sie mehrere Minuten lang sitzen.

„Daß dich irgend etwas bedrückte, wußte ich, aber ich konnte natürlich nicht ahnen . . . Onkel darf das niemals erfahren! Es ist furchtbar, Erik — wenn es wahr ist!"

„Wenn es wahr ist? Hast du die Sonntagszeitung nicht gesehen?"

„Doch! Und ich las — das. So meinte ich es nicht. Bist du wirklich der unerschütterlichen Überzeugung, daß du ihn getötet hast?"

„Es kommt mir geradezu unsinnig vor — ich kann es nicht fassen. Aber es läßt sich durch keinerlei Ausflüchte daran rütteln. Ich sah die Spuren meiner eigenen Füße im Staub. Es gibt einfach keine andere Möglichkeit!"

Sie drehte einen Grashalm hin und her.

„Ich finde, daß es wenigstens eine gibt", sagte sie.

„Du meinst Colt. Daran hab' ich auch gedacht, denn meiner Ansicht nach ist er zu allem imstande — aber es ist sinnlos. Wenn du dagewesen wärst, würdest du das besser verstehen."

„Ihn meine ich nicht. Die Zeitung nahm an, daß nur zwei Personen in der Villa gewesen sind. Du und Colt glaubt, daß es drei waren [illegible]n es vier gewesen wären — und der Mörder der vierte?"

Erik fuhr empor. „[illegible]haftig, du flößt mir einen Funken von Hoffnung ein — zum erstenmal . . . Aber nein . . ." Er sank wieder zurück. „Ich bin wieder ins Nachtwandeln verfallen, das steht fest, und — das andere auch."

Einige Minuten lang schwiegen beide.

„Was soll ich nun tun?" flüsterte er schließlich.

„Du kannst das nicht länger ertragen", sagte sie langsam. „Erik, du mußt dich zu dem Schritt entschließen."

„Mich der Polizei stellen? . . . Und mein Vater?"

„An den denke ich auch. Du mußt nicht aufs Polizeiamt gehen. Vorläufig noch nicht. Du mußt zu einem Mann gehen, von dem ich glaube, daß er dir helfen wird."

„Wer ist das?"

„Er ist Mitarbeiter des „Dagskuriר", aber vor allem einer der bedeutendsten Kriminalisten von Europa und ein Mann, der schon vielen geholfen hat. Ich habe von ihm gehört und gelesen. Er heißt Maurice Wallion. Zu dem mußt du gehen!"

II

Am Mittwoch vormittag traf Erik wieder in Stockholm ein. Märtas Vorschlag war ein Rettungsstrohhalm, an den er sich sogleich festgeklammert hatte. Der Name Maurice Wallion war ihm dunkel erinnerlich, und er hatte fest beschlossen, ihn aufzusuchen und ihm alles zu erzählen. Darnach mußte es gehen wie es wollte, oder vielmehr wie Wallion wollte.

Er kaufte mehrere Morgenzeitungen, aber sie meldeten nichts weiter, als daß die Nachforschungen fortgesetzt würden.

Kurz vor elf stieg Erik die Treppe im Hause des „Dagskurier" hinauf. Er war vollkommen ruhig, als er einen Angestellten nach Herrn Wallion fragte.

„Einen Augenblick! Ich werde nachsehen." Der Mann verschwand in einem langen Korridor und kam gleich zurück. „Wenn er nicht wieder nach Kopenhagen gereist ist, wo er seit einigen Wochen zu tun hat, wird er vielleicht nach ein Uhr hier zu sprechen sein."

Enttäuscht verließ Erik das Haus und wanderte eine Zeitlang ziellos umher, bis er sich darauf besann, daß er seinem Vater versprochen hatte, seinen Freund bei der Tauchergesellschaft zurate zu ziehen. Ewald Seburg freute sich ihn wiederzusehen, und sie nahmen zusammen das zweite Frühstück ein.

O ja, eine Untersuchung des Meeresgrundes bei Jägarö in beschränktem Gebiet sei eine Kleinigkeit, erklärte Seburg. Selbst von einem so alten Wrack müßte irgendetwas vom Rumpfe übriggeblieben sein. Er stellte eine flüchtige Berechnung über die Kosten der Untersuchung auf, und die Summe war geringer, als Erik erwartet hatte. „Wenn wir die Trümmer herausholen müssen, wird es natürlich etwas mehr werden. Ja, gib mir nur Nachricht, dann komme ich mit dem Taucherprahm hinüber, wenn es dir paßt!"

Nun kehrte Erik wieder zum „Dagskurier" zurück. Diesmal wurde er durch den halbdunklen Gang geführt, öffnete die bezeichnete Tür und schloß sie hinter sich, bevor er recht gesehen hatte, wo er hingeraten war. Er stand in einem Zimmer, das ihm im ersten Augenblick voller Menschen, Stimmen und blauer Rauchwolken zu sein schien. Es waren jedoch nur drei Herren in Hemdsärmeln, die plaudernd und lachend um einen Schreibtisch am Fenster herumstanden. Alle redeten auf einen vierten ein, der am Schreibtisch saß, und die Diskussion war so lebhaft und scherzhaft, daß Erik im ersten Augenblick gar nicht beachtet wurde.

Der Mann am Schreibtisch saß bequem zurückgelehnt und blinzelte zu den andern empor. Sein energisches Profil hob sich scharf vom Fenster ab.

„Nein, und nochmals nein!" sagte er mit tiefer, wohllautender Stimme, „es gibt nichts, was man als Zufall bezeichnen kann."

Die andern protestierten im Chor.

„Das ist einer der dunkeln Punkte in deinem Hirnkasten, Wallion", donnerte ein Riese, der auf der Stuhllehne saß. — „Aus Freundschaft werde ich einen letzten Versuch zu deiner Aufklärung machen. Wenn ich meinen Diamantenring verliere —"

„Hahaha! Sein Diamantring!" lachten die beiden andern.

„. . . z. B. beim Schwimmen im Meer", fuhr der Koloß unerschütterlich fort, „und dann im nächsten Jahr einen Hecht fange, der ihn im Bauch hat — wie nennst du das?"

„Eine Lüge natürlich!"

„Eine Hundstagsente!"

„Ein höchst ungewöhnliches Vorkommnis", sagte Wallion. „Aber es geschehen ja auch ungewöhnliche Dinge. Es werden ja fortwährend Gegenstände im Meer verloren. Einige von ihnen werden von Fischen verschlungen, und einige dieser Fische sind Hechte. Einige von diesen Hechten werden von denselben Leuten aufgefischt, die jene Gegenstände verloren hatten. Das kommt vielleicht nur einmal in hundert Jahren vor, und wenn es sich ereignet, so bietet es dir Gelegenheit, ein Lied über einen hübschen kleinen Kreis natürlicher Vorgänge zu singen."

Der reitende Riese lärmte: „Hört ihn an! Gibt es niemand, der diesen Sophisten totschlagen kann?"

„Na", fiel ein anderer ihm ins Wort, „ich will euch mal erzählen, was ich neulich in einem englischen Magazin gelesen habe und was mir wie ein wahres Schulbeispiel von Zufallstücke vorkam. Ein junger Mann in London sitzt in seiner Wohnung und grübelt darüber nach, wie er seine Geldverhältnisse in Ordnung bringen kann. Er muß Geld haben, und zwar sofort, um jeden Preis. Sein Onkel, der eine einsame Villa auf dem Lande bewohnt, hat sich geweigert, ihm zu helfen. Nun verfällt er auf den Gedanken, maskiert zu dem Onkel hinzureisen, ihn zu ermorden und alles zu nehmen, was er an Bargeld in seinem Kassenschrank vorfindet. Er bereitet ein Alibi vor, berechnet Zeit und Stunden genau und reist unerkennbar mit dem Zug hin. Sobald er bei dem Onkel eintrifft, erschlägt er ihn von hinten mit einem im Zimmer befindlichen Armleuchter und eilt mit gefüllten Taschen zur Station zurück. Alles verläuft genau nach seiner Berechnung — niemand wird ihm irgend etwas beweisen können. Aber — als er die Stationstreppe hinaufrennt, gleitet er auf einer Bananenschale aus, bleibt besinnungslos liegen und erwacht einige Tage später mit einem Polizisten neben seinem Bett in einem Krankenhaus. Eine Bananenschale, die ihm zufällig in den Weg kam, hatte alle seine Pläne durchkreuzt! Was war das, wenn nicht ein Zufall, Wallion?"

„Pfui Teufel!" brummte der Koloß. „Was für eine schauerliche Geschichte. Na, ich werde mich vor Bananenschalen in acht nehmen, wenn ich irgendeinen von meinen Verwandten ermorde . . ."

„Ganz recht!" bemerkte Wallion. „Ich will gern glauben, daß der Mann seinen Plan mit Umsicht und Sorgfalt entworfen hatte. Aber er hätte auch mit der Bananenschale rechnen müssen!"

„Im voraus?"

„Ja. Mit andern Worten, er hätte seine Nervenfunktion in Betracht ziehen müssen. Wenn er auch noch so kaltblütig war, nach der Tat mußte eine Reaktion eintreten. Seine Willensanspannung erschlaffte und machte einer Art von exaltierter Erleichterung Platz. Er bildete sich ein, das Schwerste hinter sich zu haben. Dahingegen stand ihm das Schwerste noch bevor: nämlich die Rückreise. Er hätte von nun an doppelt so vorsichtig sein müssen, damit ihm die Nerven nicht einen Streich spielten — aber er wandelte wie auf Luft, war körperlich und seelisch außerstande, etwas so Bedeutungsloses wie eine Bananenschale zu beachten. Wohl hundert Menschen waren dort vorübergekommen und ihr ausgewichen — für ihn wurde sie zur Falle. Sein ganzer Heimweg war ein Netz solcher Gefahren. Die Bananenschale stürzte ihn ins Verderben, aber es hätte ebensogut etwas anderes sein können. Nein, in seinem Schicksal seh' ich keine Spur von Zufall."

„Wallion ist verrückt!" rief der Koloß und stieg von der Stuhllehne herunter. „Ich habe es schon immer gefürchtet, er redet allzu klug."

„Herrgott, Wallion", sagte der andere Gegner, „nenn' es Zufall, Pech oder wie du willst — irgendeinen Ausdruck muß es doch für ein so unerklärliches Zusammentreffen geben, so natürlich jeder für sich auch sein mag!"

„Ich protestiere sowohl gegen den Ausdruck, wie gegen den Begriff. Wenn man etwas als Zufall bezeichnet, gibt man dadurch zu, daß eine Erklärung fehlt. Das ist bequem, aber grundfalsch. Jedes Ereignis ist ein Glied einer Serie, und wenn man diese Kette verfolgt, findet man allemal die Erklärung. Bei meiner speziellen Arbeit würde eine Niederlage unvermeidlich sein, wenn ich überhaupt nur zugäbe, daß es einen Zufall gibt. Bei Verbrechen kommt es sogar oft vor, daß die ungewöhnlichen, scheinbar bedeutungslosen Einzelheiten besonders aufklärend sind, sobald man ihre Ursache gefunden hat . . ." Wallion brach ab. Er hatte schon mehrmals zu Erik hinübergeblickt und sagte nur: „Aber ich bitte um Verzeihung, mein Herr! Sie wünschen mich wohl zu sprechen?"

Erik bejahte und trat näher, und die drei in Hemdsärmeln schienen sich versäumter Pflichten zu erinnern, denn sie verließen das Zimmer, wo es mit einem Mal sonderbar still wurde Wallion hatte sich abwartend erhoben.

„Wir kennen uns wohl nicht", sagte er lächelnd.

„Nein, ich komme, um Ihren Beistand zu erbitten. Mein Name ist Erik Reynold, Ingenieur." Noch nie war Erik einem so durchdringenden, klaren und starken Blick wie dem aus Maurice Wallions grauen Augen begegnet.

„Ah!" sagte Wallion. „Sehr angenehm, das erspart Zeit für uns beide. Ich wäre sonst heute nachmittag nach Jägarö gereist, was nun wohl kaum erforderlich sein dürfte."

Erik war starr. „Sie . . . wissen . . .?"

„Ich nehme an, daß Sie hergekommen nd, um über den Vorfall in Direktor Habers Villa zu sprechen."

III.

Erik war sich natürlich nicht darüber klar gewesen, wie Maurice Wallion ihn empfangen würde. Aber nichts hätte ihn so unerwartet treffen können, wie diese Worte. In der ersten wortraubenden Bestürzung fragte er sich unwillkürlich, ob diese grauen Augen in seiner Seele lesen könnten.

„Sie . . . wissen?" stammelte er nochmals. „Dann komme ich also zu spät . . ."

„Das hab' ich nicht gesagt. Sie hätten allerdings eher kommen können, aber das war nicht leicht für Sie. Warum sind Sie so überrascht? Vorläufig weiß ich noch sehr wenig über Sie und Colt, und darüber können wir später sprechen. Ich darf wohl annehmen, daß Sie mir etwas erzählen werden?"

„Ich bin in einer entsetzlichen Lage . . ."

„Ja, gewiß. Und wir werden sehen, ob ich Ihnen helfen kann. Die Polizei kann jeden Augenblick auf dieselbe Kombination wie ich verfallen, und dann würde die Sache noch heikler werden."

„Sie weiß bis jetzt nichts von mir?"

„Nein." Wallion bat ihn Platz zu nehmen und ließ sich auf seinem Schreibtischsessel nieder. „Ich sehe, daß Lang recht hat, und daß wirklich mehr hinter diesem Fall steckt, als es von außen betrachtet den Anschein hatte. Befindet Colt sich auf Jägarö?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Stillen im Lande.

Von Friedrich Lienhard.

Das sind die Stillen im Lande,
Die Schar der gesammelten Glut;
Sie hegen das heilige Feuer
In ihrer Hände Hut.

Sie schreiten und schirmen die Flamme
Mit ihrer behütenden Hand;
Es fließt ein feines Leuchten
Von ihrem Wandel ins Land.

Sie wissen geduldig zu warten,
Bis ihre Stunde kommt;
Dann spenden sie besonnen,
Was ihrem Volke frommt.

Und schritten sie nicht am Zuge
Der Menschheit leuchtend entlang, —
Die Menschen wären verloren,
In Sümpfe ginge der Gang.

Sie aber leiten zur Höhe
Mit Liebe, Licht und Mut —
Das sind die Stillen im Lande,
Die Schar der gesammelten Glut.

Gedanken zum Muttertage.

Ein Mensch ist nicht verloren, solange der Glaube seiner Mutter ihn hält und trägt.

*

Darum steht Mutterliebe höher als Kindesliebe, weil sie göttliche Notwendigkeit, himmlische Selbstverständlichkeit ist, die andere aber nur das Echo, nur menschliche und selten vollkommen geübte Pflicht.

*

Eine erwachsene Tochter hat keine schönere Aufgabe und kein größeres Glück, als die Freundschaft ihrer Mutter zu suchen und zu finden.

*

Alle Liebe ist Ergreifen und Besitzen. Die selbstloseste Liebe auf Erden, die Liebe einer Mutter, ist Entäußern und Verzichten, ist ein Opferweg von Anfang bis zum Ende.

*

Mutter! Es gibt in allen Sprachen der Welt kein Wort von süßerem Klang und von tieferem Gehalt, das größere Fülle wonnigen Reichtums umschließt als das Urwort: Mutter! Es ist das Wort, das ein kleines, unschuldiges Kind jauchzen macht; das den reifen Menschen innig ergriffen erkennen läßt: das Beste deines Lebens, das dem verhärteten Verbrecher selige, erlösende Tränen der Ergriffenheit in die Augen treibt. Ein Wort mit Zaubermacht, uns wieder zu Kindern zu machen und für leuchtende Augenblicke das verlorene Paradies aufzuschließen.

Worte für Mütter!

„Nichts reizender, als eine Mutter zu sehen mit einem Kinde auf dem Arme, und nichts ehrwürdiger, als eine Mutter unter vielen Kindern."

Goethe.

*

„Ja, Mütter! Ein Erziehungssystem in einem Wort!"

Napoleon I.

*

„Wie oft ist es mir vor die Seele getreten, daß von allen Wohltaten der erste mütterliche Unterricht die größte und bleibendste ist."

Moltke.

*

„Was eine Mutter dem Kinde wert ist, lernt man erst, wenn es zu spät ist, wenn sie tot ist; die mittelmäßigste Mutterliebe mit allen Beimischungen mütterlicher Selbstsucht ist doch ein Riese gegen alle kindliche Liebe."

Bismarck.

*

„Das Schicksal der Männer sind die Mütter."

Johannes Müller.

*

„Das Beste in mir, ich habe es von meiner Mutter."

Rosegger.

Märchenzeit.

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Ohne es zu wissen, konnte auch schon ein flüchtig prüfender Blick feststellen, daß die beiden jungen Männer, die — in ihre braunen Kragenmäntel gewickelt, den hohen grauen Hut tief in die Stirn gedrückt — über den zugigen Kasseler Friedrichsplatz schritten, Brüder oder doch wenigstens nahe Verwandte sein mußten. Bei beiden die gleiche Größe, derselbe Schnitt der Züge, fast auch der gleiche Gang und die gleiche Kleidung. Nur schien des einen Gesicht ernster und abgekehrter, während bei dem andern manchmal ein freundlich-offenes, verträumtes Lächeln um den feinen, leicht geschwungenen Mund spielte, der dem Gelehrtenkopf etwas Gütiges, weit über sein Alter Hinweisendes gab.

Der Wind, der ihnen beim Überschreiten des gewaltigen, nach Süden offenen Platzes den Mund geschlossen hatte, wurde an der Ecke des Du Ryschen Stadtschlosses zahmer, so daß Jakob Grimm seinen Mantelkragen öffnete und dem Bruder zurief: „Paß auf, wir kriegen heute noch Schnee! Der ehrwürdige Winterkasten ist kaum zu sehen, und der farnesische Herkules — möge der Himmel dem Landgrafen Wilhelm die Geschmacklosigkeit, die antike Scharteke in unsern deutschen Habichtswald verpflanzt zu haben, verzeihen — verschwindet auch immer tiefer in Nebel und Wolken."

„Märchenzeit, Bruder!" meinte Wilhelm munter, den schief gedrückten Hut zurecht rückend. „Die Zwölfe sind nicht fern, hüte dich, daß dir Wodan nicht deine Wilhelmshöher Bibliothek umwirft, wenn er dem alten Zauberberg im Harz zureitet, wo er seit Karls Tagen mit kirchlicher Approbation bei Hexen und Teufeln sein Wesen treiben darf."

„Sprich leiser, die Straße hat Ohren!" entgegnete der Ältere, mit gutmütigem Spott auf die Schildwache deutend, die mit gezogenem Pallasch und hoher Bärenfellmütze vor dem Portal des Schlosses hin- und herschritt. „Du weißt, daß ich Bibliothekar der Napoleons- und nicht der Wilhelmshöhe bin."

„Nebenbei noch Auditeur au Conseil d'Etat, wenn auch heute freilich ohne die gestickte Prachtuniform."

„Die der trefflichen Viehmännin sofort den beredten Mund stopfen würde", endete Jakob den Satz. „In französischer Staatsuniform am Herde einer hessischen Märchenerzählerin — der Gedanke ist zu absurd, um wahr sein zu können. Aber auch nur du Phantast kannst einen darauf bringen. Wenn du wüßtest, wie schnell der König von Westfalen vergessen ist, der mir übrigens niemals etwas in den Weg legt und den ich trotz allem achten könnte, wenn er nicht Franzose wäre. Aber laßt uns ausschreiten, daß wir vor Toresschluß wieder zu Hause sind! Oder wird dir der Weg sauer?" Er sah besorgt auf den Bruder, der erst kürzlich von dem berühmten Reil in Halle zurückgekehrt war: dort hatte man sein seit Jugendtagen schwaches Herz untersucht und wenn auch nicht gerade bedenklich, so doch für sehr schonungsbedürftig befunden.

„Mach dir keine Sorge!" gab Wilhelm freundlich zurück. „Ich sehe nur immer Schatten, wenn ich über den Friedrichsplatz gehe. Du weißt, wie oft mich die Mutter morgens, wenn ich die Nacht vor Atemnot im Bette sitzend zugebracht hatte, über das Paradefeld zum Lyzeum, das ich trotz allem nicht versäumen wollte, brachte. Auch eben ging sie neben mir wie einst. Warum mußten wir sie verlieren, ehe sie unsern Weg geebnet sah!"

Jakob Grimm seufzte auf und schob, ohne ein Wort zu sagen, seinen Arm unter den des Bruders, bis ihnen von der Korlsaue her einige Herren vom Hofe entgegen kamen, die achtungsvoll grüßten. Man schätzte die Brüder, deren wissenschaftlicher Ruhm sich langsam zu entfalten begann, und Jérôme hatte kein Bedenken getragen, den Ältesten zu seinem Privatbibliothekar und zum Mitglied seines Staatsrats zu ernennen, obwohl Jakob nie aus seinem Deutschtum ein Hehl machte.

Die Straße senkte sich mehr und mehr der Fuldaniederung zu. Bald lag auch die Stadtmauer hinter ihnen, und nach kaum einer halben Stunde schritten sie schon durch die Gassen Niederzwehrens, des Dorfes der Viehmännin, die ihnen nimmermüde und unerschöpflich für ihre seit Jahren geplante Märchensammlung köstlichstes Gut zutrug. Bald saßen sie, wie so oft schon, mit dem Rechte guter, alter Bekannter in der kleinen, wohlig-warmen Stube nach dem Garten hin, sprachen bedachtsam über die trüben Zeitläufte, die Neuigkeiten aus der Stadt, bis die gut fünfzigjährige Frau, an der höchstens die seltsamen, tiefen Augen das quellende Innenleben verrieten, das Spinnrad aus der Ecke holte und das Rad mit festem Tritt zu bewegen begann.

„Was ich heute erzählen will, ist schon sehr alt. Jedenfalls habe ich es schon von meinem Großvater gehört, und der hat es, wie er immer dabei sagte, von seiner Groß-

mutter", hob sie ohne Umschweife an, indem sich ihre Stimme wie ungewollt in einen feierlichen, getragenen Ton umformte; der gab dem Gesicht etwas Ernstes und Strenges, was ihrer munteren Hessenart sonst wenig entsprach. „Aber vielleicht ist die Geschichte vom treuen Johannes schon bekannt? Die Demoiselle Wild in Kassel weiß ja auch noch so manches, und ihre alte Marie, wie ihr mir gesagt habt, hat euch ebenfalls schon vieles berichtet."

Die Brüder, die sich in den Fensterwinkel zurückgezogen hatten, für den der fallende Wintertag noch einiges Licht sparte, nickten verneinend.

„So hört!

Es war einmal ein alter König, der war krank und dachte, es würde wohl das Totenbette sein, auf dem er liege. Da sprach er: „Laßt mir den getreuen Johannes kommen!" Der getreue Johannes war sein liebster Diener und hieß so, weil er ihm sein Leben lang so treu gewesen war . . ."

Jakob Grimm hatte sein Schreibbuch vor sich gelegt. Es war gewiß besser, daß er schrieb. Dem Bruder gerieten fortwährend Wendungen dazwischen, die sicher oft schön waren und seiner dichterischen Anschauung Ehre machten, in nichts aber den eigenen Ansichten über die peinlich genaue Wiedergabe des Erzählten entsprachen. Die Viehmännnin ließ sich nicht aufhalten und sprach ruhig fort, jedes Wort wie einen Schatz sorgsam wägend und betrachtend, so daß es dem Schreibenden leicht wurde, mitzukommen.

Wilhelm Grimm hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah wie von weither auf den Bruder, der Seite um Seite mit emsiger Geschäftigkeit, manchmal um die Wiederholung einer Stelle bittend, füllte. Er hatte längst Quellen und Parallelen, die sich bald aufgedrängt hatten, beiseite geschoben, um hingegeben dem zaubervollen Geschehen zu lauschen. Draußen wehte der Schnee an die kleinen Bleischeiben, die Berge leuchteten noch zart im Frühabendrot nach, eine weiße Katze, die sich von der Diele hereingeschlichen hatte, lag behaglich schnurrend neben dem braunglasierten Kachelofen, und das Rad surrte unaufhörlich. Der unsichtbare Machandelbaum verströmte starken, heimlichen Erdeduft. Schon lange war er ihm Sinnbild des Märchens gewesen, und die herrliche Geschichte vom Machandelboom, die vor kurzem, von Freund Arnim aus Runges Nachlaß veröffentlicht, gelesen, hatte das Gleichnis unverlierbar eingeprägt. Tiefe, hundertfach gebogene und bis in die letzte Krume eindringende Wurzeln, die Zweige fruchtüberladen, starr und doch zierlich aufwärts gehoben, von unnennbar geheimnisvollen Düften wie aus heilig rauschenden germanischen Opferhainen fließend umwölkt, überall auf der Erde daheim und dennoch einsam und verborgen wachsend. Tu dich auf, verschütteter Brunnen! Spüle platte Nüchternheit und ironische Anzüglichkeit fort, schimmere wieder, du Zeit, die noch ganz Herz war und in Tier, Baum und Stein die blühende, zitternd bewegte, von jedem Hauch erregte Seele schloß!

Der Bruder hatte lange schon die Öllampe vom Mauersims genommen und sie auf den Tisch gestellt. Das schwache Flämmchen zuckte hin und her und warf seltsame Bilder an die niedrige Wand. Die Scheite im Kamn zischten und zerfileen. Der unsichtbare Machandelbaum duftete.



Bunte Chronik



*** Wenn ein Riese Dummheiten macht . . .** In dem ungarischen Städtchen Kecshmit hat dieser Tage der sechzigjährige Metzgermeister Matthias Spitz, von geschäftlichen Sorgen bedrängt, den Versuch gemacht, sich durch einen Schuß in den Kopf aus diesem für ihn in mehr als einer Hinsicht „schweren" und beschwerlichen Dasein wegzustehlen. Aber ein Mann wie dieser Spitz fällt nicht auf den ersten Anhieb. Es reichte nur zu einer schweren, doch nicht lebensgefährlichen Verletzung. Spitz ist nämlich ein Riese an Gewicht und Größe. Er ist 2,18 m groß und hat das ansehnliche Gewicht von 230 Kilo. Nun sollte Spitz ins Krankenhaus geschafft werden. Das war leichter gesagt als getan. Die Bahre war zu schwach, das Sanitätsauto zu klein. Es mußte behelfsmäßig eine kräftigere Tragbahre geschaffen werden, auf der ihn dann acht Mann zum Krankenhaus schleppten. Dort gab es natürlich kein geeignetes Bett und der arme Spitz mußte am Boden auf zwei Matratzen gelagert werden. Ob nun auch die Krankenhausküche ausreichen wird, um diesen Patienten zu sättigen? Spitz ist nämlich in ganz Ungarn berühmt wegen seines fabelhaften Appetites. Sein Frühstück soll gewöhnlich aus zwei Riesenbeefsteaks und zwölf Eiern bestehen, mittags ißt er für sechs. Wenn er auch für sechs bezahlen muß, wird das ein teurer Heilprozeß. Aber Spitz hat auch Humor. Als vor einiger Zeit bei einem Wettbewerb der dicksten Männer Europas in der Schweiz ein Deutscher mit „nur" 180 Kilo den ersten Preis erhielt, äußerte Spitz: „Wenn ich gewußt hätte, daß dort solche mageren Burschen aufzutreten wagen, wäre ich hingereist."

Lustige Rundschau



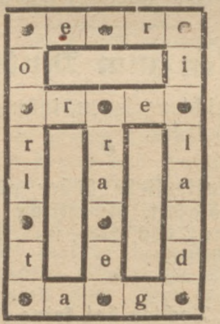
*** Er weiß sich zu helfen.** Arzt: „Halten Sie sich auch an meine Verordnung über das Trinken?" — Patient: „Jawohl, sechs Gläser Bier am Tage!" — Arzt: „Aber ich habe Ihnen doch nur drei erlaubt!" — Patient: „Aber ein anderer Arzt bewilligte mir auch drei!"



Rätsel-Ecke



Fenster-Rätsel.



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen und zwar derart, daß in den wagerechten und senkrechten Linien Wörter entstehen. Zur Erleichterung sei verraten, daß die erste senkrechte Linie eine größere deutsche Stadt verbirgt.

*

Rätsel.

Ich bin ein Raum, wo schöne Lieder klingen
Ein „f" hinein — mich muß heut' mancher bringen.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 100.

Der entzifferte Liebesbrief.

Der Inhalt des Briefes lautete: „15. April 1929. Mein Liebling! Da ich morgen mit dem D-Zug nach Wien fahre, will ich Dich heute noch einmal sehen. Komm daher bitte um 8 Uhr vor dem Stadt-Café, wo ich dich erwarte. Mit Herzgruß! Dein Rolf."

Der Schlüssel zu diesem Briefe: für jeden Buchstaben der offenen Sprache setzte Rolf stets den nächsten Buchstaben des Alphabets, also statt a=b, l=m, t=u, z=a.

*

Magisches Dreieck.



Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.